

Von Eiffel entworfener Weltausstellungspavillon dient als Malerunterkunft

## Pariser Künstler finden im Bienenkorb ein preiswertes Paradies

Sophie Bernard ist eine sehr zurückhaltende Frau. Schüchtern zeigt sie ihre Werke: Skulpturen, einen Torso, eine Büste, ein massives Haupt, Gemälde, Arbeiten der letzten 20 Jahre. Eine Galerie in Paris verkauft ihre Produktion in alle Welt. Ein Gemälde hängt im Museum für Moderne Kunst. Weit weg vom hektischen Getriebe der Metropole lebt sie in ihrem Atelier in „La Ruche“, im berühmten Bienenkorb am südlichen Stadtrand an der Porte de Versailles.

Die Werkstatt liegt in einem dreistöckigen Gebäude, das Jean Eiffel, der Erbauer des gleichnamigen Wahrzeichens der französischen Hauptstadt, Ende des 19. Jahrhunderts für die Weltausstellung 1900 entworfen hatte – als rund gebauter Weinpavillon. Als der nach Ende der „Exposition Universelle“ abgerissen werden sollte, tauchte Alfred Boucher auf. Der bärtige, vierschrotige Franzose war Bildhauer und Maler. Gerade hatte er einige Hektar freies, wildes Land im Schatten der Schlachthöfe des Viertels Vaugirards erworben. Dafür wollte der Künstler die Rotonde des Ingenieurs Eiffel haben.

Verwandte halfen beim Transport. Der Rundbau wurde bis 1902 in einer Seitenstraße der Rue Dantzig im 14. Arrondissement wieder errichtet. Boucher schwebte ein Mekka der Maler, Behausungen für Bildhauer und Ateliers für heimatlose Kollegen vor, die irgendwo verstreut lebten, einige in ärmsten Verhältnissen auf dem Hügel Montmartre. Er sah sich als Mäzen. Und sie kamen alle einige Jahre später: Marc Chagall, Fernand



Bienenfleißige Bildhauerin: Sophie Bernard hat die meisten ihrer Werke in ihrem Atelier in „La Ruche“ geschaffen, einer Künstlerkolonie im Süden von Paris, wo sie seit über 20 Jahren wohnt.

Leger, Zadkine, Soutine, Archipenko und Amedeo Modigliani. Sie bezogen enge Ateliers ohne Heizung, mit Dämmerlicht und windschiefen, mittelgroßen Fenstern, und waren froh, im teuren Paris ein Dach über dem Kopf zu haben.

„La Ruche“, wie Boucher den Künstlerbienenkorb taufte („Meine Freunde sind meine

Bienen“), wuchs tatsächlich zu einer großen Familie zusammen. Man war unter sich. Man wohnte in einer großen Oase mit Wiese, Blumen, Büschen und Bäumen und teilte Küchen, Keller, Werkstatt und Treppenhaus mit streunenden Hunden, unabundierenden Katzen, Wühlmäusen und fettigen Ratten.

Bildhauer und Maler Soutine war besonders schreckhaft. Er lebte in großer Armut. Nichts zu beißen. Nur einen Kittel als tägliche Kleidung. Er schlief in einem Holzsarg. Dreiste Mitbewohner bedrängten ihn: Als er auf einem Tisch ein Stilleben mit Fisch und Gräte arrangiert hatte, musste er völlig erstarrt verfolgen, wie eine feiste Ratte den Tisch erklimmte und den Hering wegschleppte. Ein Schock fürs Leben war die düstere Szene zwar nicht, aber

richtet in seinem Erinnerungsbuch „La Ruche“ (Verlag Flammarion), wie der Imitator die Augen rollte, seine Stimme in hysterische Höhen schraubte und den Arm in den Koppel verschränkte. Die Polizei ließ den Hitlerdarsteller in Ruhe. Solange er vor der Theke des „Dôme“ agitierte und nicht auf dem Trottoir, war's den Flics schon recht.

Über Jahrzehnte blieb der Bienenkorb eine unter den Parisern wenig bekannte Künstleradresse. Ein grünes Paradies, das hässliche Mietskasernen und graue Sozialbauten einkreisten. Bauhaie versuchten, das Grundstück zu ergattern. Ein Bündnis der Verteidiger wehrte die Attacke ab. Das schmiedeeiserne Tor vom Ausstellungspavillon der Frauen hielt die Welt zusammen. Alfred Boucher wachte darüber, dass nur wirkliche Künstler einzogen. Wer der Malerkolonie von Paris angehörte, durfte mieten.

Gleich nach dem letzten Krieg wurde die Liste der Interessenten länger und länger. Unter den Künstlern sprach sich die Adresse herum. Die Oase wurde für Jahrzehnte belagert. Heute stehen auf der Warteliste über 100 Namen. Etwa 80 Künstler leben im „Ruche“. Die „Stiftung Seydoux“ kontrolliert die Professionalität der Bewohner. Die Miete hält sich mit monatlich 2 000 Mark für Wohnung und Atelier noch immer in Grenzen.

Sophie Bernard lebt seit über 20 Jahren auf der letzten Etage des Rundbaus. Funktionell findet sie die Rotonde nicht mehr. Im Sommer unerträglich heiß, im Winter bitterkalt. Wegen Brandgefahr gibt es keine Gasleitung. Ihr Atelier ist ein langer Schlauch mit wenig Licht. Aber woanders möchte sie nicht leben. Hier hat sie ihre besten Werke angefertigt, hat sie viele Freunde, wenn auch manche im Bienen-

korb vereinsamt, alt und vom Partner geschieden leben.

Auch eine Deut-



Die Goldwaschpfanne wird durchgeschüttelt. Der schnellste Rüttler wird Meisterehren ernten. Foto: Orgeldinger

## Zum Goldwaschen gehört Gefühl

„Gold ist eine verteilte Sache“, schreibt B. Traven 1927 in seinem Roman „Der Schatz der Sierra Madre“. „Man kann noch soviel haben, noch soviel finden, (...) immer denkt man daran, noch etwas hinzu zu bekommen. (...) Und wer nicht selber draußen war, der glaubt es nicht.“

Viel zu finden gibt es freilich nicht, wenn die „Goldwascher e. V.“ aus München und die „Deutsche Goldsuchervereinigung e. V.“ aus Goldkronach alljährlich die bayerischen und deutschen Meisterschaften austragen. Hier kämpfen einige Dutzend Eingeweihte um den Ehrentitel, der vor allem Schnelligkeit und Geschick verlangt. Neben den Profis treten auch Veteranen, Kinder und Amateure an. Da meist nur wenige Amateure am Start sind, können Besucher hier leicht zu Titehren kommen. (Termin: 7. bis 9. Juli, Informationen unter Telefon 0 89/81 33 98 11)

Mit etwas Glück kann man in deutschen Bächen und Flüssen auch heute noch Gold finden. Das schwere Edelmetall setzt sich bevorzugt an Stellen mit geringer Fließgeschwindigkeit ab, also am Gleithang von Flüssen und Bächen, vor und hinter einem Felsen oder im Sturzbecken eines Wasserfalls. Aber ohne Erlaubnis sollte man keinesfalls

Die einzige  
Deutsche will